

**Isabelle Stadelmann-Steffen, Prof. Dr.**, geboren 1979, hat an den Universitäten Bern und Genf Politikwissenschaft und Volkswirtschaft studiert und in Bern doktortiert. Postdoc-Stipendium des Schweizerischen Nationalfonds an der Universität Konstanz und am European University Institute in Florenz. Projektmitarbeiterin an der «Forschungsstelle Bürgerschaftliches Engagement und Sozialkapital» der Universität Konstanz. Seit 2011 Assistenzprofessorin für Vergleichende Politik an der Universität Bern. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die vergleichende Wohlfahrtsstaatsforschung und individuelles Verhalten, soziale Ungleichheit, zivilgesellschaftliches Engagement und Schweizer Politik.

*Die hier geäußerte Meinung muss nicht der Auffassung von Redaktion oder Universitätsleitung entsprechen.*



© Institut für Politikwissenschaft, Uni Bern

## Macht direkte Demokratie wirklich glücklich?

Von Isabelle Stadelmann-Steffen

Die Schweiz ist berühmt für ihre direkte Demokratie. In keinem anderen Land hat die Bevölkerung auf nationaler Ebene die Möglichkeit, sich zu so vielen wichtigen und unwichtigeren Sachfragen direkt an der Urne zu äussern. Die direkte Demokratie ist Teil der schweizerischen politischen Kultur und ist deshalb nicht wegzu-denken. In Umfragen geben über 80 Prozent der Schweizerinnen und Schweizer an, dass direkte Demokratie eine gute Art sei, politische Entscheide zu treffen.

Vor dem Hintergrund dieser überaus positiven öffentlichen Meinung erstaunt es wenig, dass Bruno S. Frey und Alois Stutzer auf offene Ohren stiessen, als sie vor gut zehn Jahren die These präsentierten, dass direkte Demokratie nicht nur eine Reihe politischer und demokratiebezogener Vorteile habe, sondern eine viel umfassendere positive Wirkung mit sich bringe. Aus einem Vergleich der 26 Kantone schlussfolgerten sie: Direkte Demokratie macht die Leute glücklich! Diese «Happiness-These» erhielt auch international grosse Aufmerksamkeit und gehört heute zu den am häufigsten zitierten Befunden der Forschung zu direkter Demokratie.

Frey und Stutzer führen die höhere Lebenszufriedenheit – ihr Indikator für individuelles Glück – in stark direkt-demokratischen Kantonen auf zwei Faktoren zurück. Erstens erhöhe die direkte Demokratie die Kontrolle über den politischen Prozess, weshalb die politischen Ergebnisse näher an den Präferenzen der Bevölkerung lägen. Die damit verbundene Zufriedenheit mit den demokratischen Resultaten steigere auch das persönliche Glücksgefühl. Zweitens erhöhe die pure Tatsache, dass Bürgerinnen und Bürger direkt am politischen Prozess teilnehmen können, deren Lebenszufriedenheit.

In unserem kürzlich erschienen Artikel unterziehen wir die «Direkte Demokratie macht glücklich»-These einem doppelten Test: einem theoretischen und einem empirischen. Unsere Kritik an Frey und Stutzer zielt auf eine zentrale, von den Autoren nie diskutierte oder gar überprüfte Annahme: Zufriedenheit mit der Demokratie, beziehungsweise mit den politischen Ergebnissen, führt quasi automatisch zu glücklicheren Individuen. Wir argumentieren, dass dieses Fundament der «Happiness-Hypothese» nicht sonderlich stabil ist. Anschliessend an die bestehende Zufriedenheitsforschung muss vielmehr angenommen werden, dass Lebenszufriedenheit und Demokratiezufriedenheit zwar verwandte, aber teilweise unabhängige Aspekte individueller Zufriedenheit darstellen.

Im Grunde besteht die «Happiness-Hypothese» nach Frey und Stutzer aus zwei zu überprüfenden Teilhypothesen: Erstens soll direkte Demokratie zu einer höheren Demokratiezufriedenheit führen, und zweitens wird dann erwartet, dass eine gesteigerte Demokratiezufriedenheit mit mehr persönlichem «Glück» verbunden ist. Die empirische Umsetzung unserer theoretischen Kritik anhand von Umfragedaten aus allen 26 Kantonen zeigt, dass das Fundament der «Direkte Demokratie macht glücklich»-These in der Tat in sich zusammenfällt. Zunächst gibt es keinen Hinweis darauf, dass Demokratiezufriedenheit und Lebenszufriedenheit eng aneinander gekoppelt wären. Erst recht nicht haltbar ist die Annahme, dass Erstere die Letztere in irgendeiner Weise zu steigern vermag. Zweitens ergibt sich in unserem erweiterten Modell kein statistisch relevanter Zusammenhang zwischen direkter Demokratie und «Happiness». Wenn direkte Demokratie überhaupt individuelle Zufriedenheit

beeinflusst, dann betrifft dies den engeren Bereich des Politischen. In der Tat sind Individuen, die in einem Kanton mit häufigen Volksabstimmungen leben, systematisch zufriedener mit dem Funktionieren der Demokratie als Bürgerinnen und Bürger in Kantonen mit weniger ausgeprägter Nutzung direktdemokratischer Verfahren.

Die Befunde erklären also einerseits den guten Ruf und die Bedeutung der direkten Demokratie in der Schweiz. Offensichtlich besteht ein Zusammenhang zwischen der Verwendung direktdemokratischer Instrumente und einer positiven Wahrnehmung des demokratischen Prozesses. Andererseits deutet unsere Arbeit darauf hin, dass überhöhte Erwartungen an die direkte Demokratie nicht angebracht sind. Sie ist eben nicht einfach die «bessere» Art von Demokratie, sondern als grundsätzlich gleichwertige Alternative zur rein repräsentativen Demokratie zu sehen: Während die direkte Demokratie der Bevölkerung viel Macht bei Sachfragen zuspricht und Wahlen deshalb relativ unwichtig macht, wird in einer rein repräsentativen Demokratie der Einfluss der Bürgerinnen und Bürger bei Wahlen maximiert. Mag sein, dass das Modell der direkten Demokratie besonders gut und passend ist für die Schweiz, doch sie ist kein Heilmittel für alles Mögliche. Glück, etwa, ist in erster Linie ein individuelles Phänomen, dass sich nicht durch mehr oder weniger direkte Demokratie generieren lässt.

**Artikel:** [Link unter www.ipw.unibe.ch](http://www.ipw.unibe.ch) → Professuren → *Vergleichende Politik* → Aktuelle Publikationen

**Kontakt:** Prof. Dr. Isabelle Stadelmann-Steffen, Institut für Politikwissenschaft, [isabelle.stadelmann@ipw.unibe.ch](mailto:isabelle.stadelmann@ipw.unibe.ch)